Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 11

Artikel: Georg Hermann
Autor: Wendriner, Karl Georg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751272

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Erwählten

Um Mitternacht, da schleicht sich sacht
Der Tod zum Lager hin.
Scheu blinzelnd ließ der Mann der Wacht
Den Spuck vorüberziehn.

Kein flakernd Feuer leuchtet mehr,
Er wandelt ab und an.
Da ruhen sorglos um ihn her
Die Schläfer auf dem Plan.

Und den und jenen rührt er an
Mit dürrer Knochenhand:
Schlaf' süß, dein sturmverschlagner Kahn
Grüßt bald den sichern Strand!

Früh, wann die Sonn' zu neuem Lauf
Durch's Morgenrot sich hebt,
Die Todgesagten stehen auf,
Vom Hörnerklang belebt.

Sie reiten lustig mit zur Schlacht,
Hei, tönt ihr Ruf so hell;
Doch weicht der heiße Tag der Nacht,
Kommt keiner zum Appell.

Alfred Huggenberger

Georg Hermann

Von **Karl Georg Wendriner**

Mit Moses Mendelssohn trat der erste Jude bedeutungsvoll in die deutsche Literatur ein. Seine Tochter wurde das Weib Friedrich Schlegels, des Hauptes der Frühromantik. In dieser Zeit öffneten in Berlin die Salons der Rahel Levin und Henriette Hertz ihre Türen und ließen all die Männer und Frauen einströmen, welche sich zum geistigen Berlin rechneten: von Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher bis zu Börne und Heine. In diesen beiden Männern treffen wir die ersten jüdischen Schriftsteller, welche mit Bewußtsein den Gegensatz zwischen Judentum und Christentum in ihre Werke einfließen lassen. Börne kam von Jean Paul und wurde der Vater des modernen Journalismus. Heine hat immer wieder von dem „großen Judenschmerz“

gesungen, er hat uns seine „Lamentationen“ und die „Hebräischen Melodien“ geschenkt, aber der Kampf zwischen Judentum und Christentum war für ihn in erster Linie ein religiöser Kampf, der erst in ihm verstummte, als er beide Religionen zusammen als das Nazarenertum dem Hellenismus, der geliebten Lebensfreude der Griechen, gegenüberstellte.

Erst in unseren Tagen, in denen die Lehren Klemms und des Grafen Gobineau immer größere Verbreitung gewinnen, ist eine Erscheinung wie die Georg Hermanns möglich, der, selbst durchaus unreligiös, doch niemals von dem Gegensatz zwischen Judentum und Christentum loskommt. Während in den Werken der Schnitzler, Hofmannsthal und Beer-Hoffmann nur ein leiser melancholischer Mollton immer wieder die jüdische Herkunft verrät, hat uns Georg Hermann mit Absicht in seinem größten Roman „Jettchen Geberts Geschichte“ die Ahnengeschichte des modernen Juden geschenkt. Für ihn aber bedeutet der Gegensatz zwischen Juden und Christen eine Rassenfrage. Und man wird Georg Hermann nur dann ganz verstehen können, wenn man all seine Werke als die Schöpfungen eines modernen Juden betrachtet, als die Dichtungen eines einsamen, sensitiven, verträumten Menschen, der aber doch niemals die Verbindung mit der Mutter Erde verliert, und dem eine gute Dosis Humor und Selbstironie über die schwersten Schicksalsschläge hinweghilft.

Georg Hermann begann mit einem Roman „Spielkinder“, der für uns heute weit mehr autobiographisches als künstlerisches Interesse hat*). In diesem Werke hat Georg Hermann die Geschichte seiner Jugend und seines Elternhauses geschildert. Er hat uns von dem Zusammenbruch des väterlichen Vermögens in der Gründerzeit erzählt, von dem Geschäft, in dem er „Kaufmann lernte“, von dem Theaterverein Novania, in dem sich ihm die Tore der Kunst zum ersten Male erschlossen, von seiner ersten Liebe, der kleinen Lies. Die Darstellung ist durchaus naturalistisch. Und doch kann man in diesem Roman schon die Keime finden zu all den Vorzügen Hermannscher Kunst: man erkennt einen Gelegenheitsdichter, der sein Ich in den Mittelpunkt seiner Welt stellt und immer wieder die letzten Tiefen seiner Seele nach den Eindrücken der kleinsten Erlebnisse durchforscht, den scharfen Beobachter, der das dirnenhafte Weib des Steinträgers mit dem gleichen Interesse betrachtet wie die Dame aus Berlin

*) Alle Werke von Georg Hermann sind im Verlage von Egon Fleischel & Co. Berlin, erschienen.

W., die in Seidenkleid, Spitzenkragen und Blumenhut in die Kammer der Dirne geht und sich als „arme unglückliche Mutter“ bedauern läßt. Noch aber sucht Hermann mit einem einzigen Strich Gestalten zu umreißen, noch fehlt ihm die Kraft, sie lebenswarm vor uns hinzustellen. Noch gibt er Schattenrisse, keine Menschen. Noch steht er keiner seiner Figuren objektiv gegenüber, immer wieder deutet er uns durch Zwischenbemerkungen an, ob sie ihm sympathisch oder unsympathisch sind. Am besten gelingen ihm Naturschilderungen und vereinzelte Stimmungsbilder. Flüchtig zeigen sich die ersten Spuren seines Humors. Etwa, wenn er schildert, wie die Köchin vor ihrem Abgang einen Teller nach dem andern zerschlägt und johlend und singend um den Haufen herumspringt, und dann trocken hinzufügt: „Niemand hatte früher an ihr musikalische Regungen wahrgenommen.“

Mit den Worten: „Vorüber! — Weiter! —“ klingt der Roman aus. Und ein Nachwort fordert auf zu einer vita activa. „Männern gehört das Jahrhundert, nicht Spielkindern.“ Diese Vor- oder Nachworte Georg Hermanns sind ein überaus charakteristischer Zug in seiner Kunst. Sie weisen immer wieder mit direkten Worten hin auf die Beziehungen zwischen dem Dichter und seinem Werk. Sie wollen nicht verschleiern, sondern mit großen Buchstaben auf den Einband schreiben: seht, ich bin es selbst, dessen Geschichte ich erzähle. Aus den Werken weniger Dichter kann man so völlig ihr ganzes Leben ableiten, wie aus denen Georg Hermanns. Die Tatsache allein, daß der Dichter nach den „Spielkindern“ nur drei Bände flüchtiger Skizzen veröffentlicht und dann jahrelang ganz geschwiegen hat, spricht von den schweren materiellen Sorgen, mit denen er während dieser Zeit zu kämpfen hatte. „Wovon soll der Schornstein rauchen?“ fragt er im Vorwort zu „Sehnsucht“. Diese drei Bände „Modelle“, „Die Zukunftsfrohen“ und „Aus dem letzten Hause“ vereinigen eine Reihe kleiner, ureinfacher Skizzen. Nur das Leben — das plumpe Leben, wie man es täglich um sich sieht — in seiner ganzen lachenden Roheit, in seiner ganzen weinenden Freude. Hier war es ein Kopf, dort ein scharfgeschnittenes Profil, dort eine Augenblicksstimmung, die mich reizte, sie mit wenigen flüchtigen Strichen festzuhalten.“ Die Tragödie des Journalisten! Reiches Edelmetall liegt zusammen mit Schlacken und Asche in den Tiefen dieser Skizzen. Tiefe Gefühle leben in ihnen, tausendfach hinreichend zur Gestaltung einer großen Dichtung. Aber es fehlte die Zeit, vielleicht auch im Zusammenhang damit die Energie

und die geistige Kraft zu einer einheitlichen Konzeption, und alles zerflatterte in tausend Stücke. Deutlicher und deutlicher drückt sich in diesen Skizzenbüchern die Persönlichkeit Georg Hermanns und des Wesens seiner Kunst aus. Die Schilderung des kleinen Familienkreises, der ihm die ganze Welt bedeutet, erinnert an den jungen Hirschfeld. Der Humor wird feiner und charakteristischer. „Der Pastor gab 25 Pfennige und seinen Segen, das macht zusammen 75 Pfennige.“ Die Natur- und Milieuschilderungen zeugen von wachsender Kraft. Man vergißt diese „Zukunftsfrohen“ nicht mehr! Und fast in jeder dieser Skizzen treffen wir denselben melancholischen jungen Mann, der immer die Gesichtszüge Georg Hermanns trägt. Er ist es, der in der Skizze „Der Wert des Lebens“ als Buchhändler sagt: „Ich fürchte mich, ich habe ein Grauen, ich will leben, leben ist alles, jeder Atemzug ist Glück, und doch läßt es uns so einsam, so elend im Schoß der Mutter, an der Brust des Weibes, wir sind immer allein.“ Er ist es, der das „Nachtgebet“ zum Himmel schreit: „Alles drängt auf uns ein, und wir wissen keinen Rat; es lastet mit Zentnern auf uns und will uns erdrücken, und da beginnen wir zu spielen, häufen Worte, schmieden Reime, setzen uns vor die Natur und pinseln sie ab, bauen uns Geschichtchen zusammen, wollen gestalten und zeugen Schemen, Schatten von Schatten. Angst haben wir, bittere Angst, Angst vor dem Sein, Angst vor dem Nichts, und die müssen wir um jeden Preis zu vergessen suchen.“

Das ist das Wesen von Georg Hermanns Kunst: „Man lasse mich hier eine Geschichte erzählen, einfach deshalb, weil es mich gelüstet, es zu tun. Aus keinem Grunde sonst. Ich will mich ganz in ihr verplaudern, mich darin einspinnen wie der Seidenwurm in seine eigenen Fäden“, heißt es im Vorwort zu „Jettchen Gebert“. Diese Worte könnte Hermann vor jedes seiner Werke schreiben. Auch vor die erste vollendete Dichtung, die er geschaffen hat, vor die Novelle „Aus dem letzten Hause“. Sie bedeutet den ersten Gipfelpunkt in der künstlerischen Entwicklung des Dichters. Eine uralte, einfache Geschichte: Anfang und Ende eines Verhältnisses. Hundertmal gestaltet. Hier aber ganz neu geschaffen durch den ersten Versuch, das Leben eines Hauses an sich zu schildern (hinführend zu „Kubinke“), durch die entzückende Kindergestalt der vierjährigen Emmy, vor allem durch die über dem Ganzen liegende Stimmung. Die Geschichte des Verhältnisses wird für Hermann zur Tragödie des einsamen Menschen, der sich jahrelang sehnt und sehnt nach einer Geliebten, nach einer

Frau, die ihm wenigstens äußerlich nahe ist, und der diese Frau von sich stößt, als er sie gefunden hat, weil sie ihm das Beste raubt, was er im Leben besitzt: seine Einsamkeit. Mit tausend feinen Strichen ist diese Tragödie des Mannes gestaltet, seine Unruhe, seine wachsende Qual des Zusammenlebens, seine Furcht, dem Mädchen wehe zu tun, und der schließliche Zusammenbruch. Diese Novelle allein hätte genügt, Georg Hermann in die erste Reihe der lebenden Erzähler zu stellen.

Niemand aber hatte sie gelesen, und nur wenige kannten den Namen ihres Verfassers, als „Jettchen Gebert" erschien. Mit einem Schlage war Georg Hermann der berühmte Dichter. Und doch haben die meisten Menschen diesen Roman falsch verstanden, als sie nicht erkannten, daß er nur die erste Hälfte eines großen Romans, ja geradezu nur die zu weit ausgesponnene Ouvertüre einer großen tragischen Symphonie war. Georg Hermann wollte hier den modernen Rassenroman schreiben, aufzeichnen den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Juden und Christen. Aber er hatte sich wieder einmal so eingesponnen in seine Familienerinnerungen, daß er sich verplauderte und so fast wider Willen das entzückende Buch von den Geberts und Jacobys schrieb. Ich glaube, man wird sagen müssen: Georg Hermann horcht in die Welt. Denn das Bewundernswerte scheint mir sein Gedächtnis für Worte, Wortwendungen, ganze Sätze. (Gedächtnis ist ein wesentliches Element des Genies.) Wir haben wenige Dichter, welche so wie Hermann jedem ihrer Menschen eine individuelle Sprache, einen persönlichen Tonfall geben. Wir brauchen sie nicht zu sehen, den Onkel Eli oder Jason oder Julius Jacoby aus Bentschen, aber wir erkennen sie, wenn sie den Mund öffnen. Ein typisches Bild aus Alt-Berlin hat Hermann zu zeichnen versucht. Typisch ist Onkel Eli, der im Alter immer komischer wird, mit seiner Vorliebe für Mürbelkuchen, ebenso wie der freigeistige, feingebildete Jason, der an die Kreise um Henriette Hertz gemahnt, typisch ist vor allem der Vetter Julius aus Bentschen. Solche Vettern gibt es in jeder Familie. Sie stellen den Typus dar, der in Berlin zwei Generationen vor den Geberts gelebt hat. Mit einer Kraft, die an Hauptmanns „Weber" erinnert, hat Hermann sich in dieses Milieu versenkt und all diese Onkels und Tanten zu neuem ewigen Leben erweckt.

Als ich aber den Dichter selbst fragte, welche Teile des Romans er am meisten liebe, antwortete er mir: aus „Jettchen Gebert" nur die erste Unter-

haltung zwischen Jason und Kößling auf dem Heimweg vom Familienessen. In Wahrheit: in diesem Gespräch liegt schon die ganze Tragödie des Romans, Henriette Jacoby. Der unüberbrückbare Gegensatz der Rassen wird für Hermann kristallisiert in der einen Frage: wie stehst Du zu Deiner Familie? Ganz im Anfang des Romans sagt Jettchen zu Dr. Kößling: „Bei uns kommt keines los von der Familie, bei uns nicht.“ Und fast am Schluß, als Jettchen sich wieder ausgesöhnt hat mit all den Onkels und Tanten, frohlockt Jason: „Ja, Jettchen, nun bin ich doch froh, daß alles wieder beim alten ist und daß Du Dich wieder ganz zu uns rechnest. Weißt Du, man mag reden, was man will, Jettchen — eigentlich ist das doch das einzige, was uns Halt gibt im Leben. Es ist mit der Familie wie mit dem Ofen: so lange Sommer ist, wollen wir nichts von ihm wissen, und jedesmal, wenn wir durchs Zimmer gehen, stoßen wir uns dran, und wenn wir ihn anfassen, ist er hundekalt. Aber so wie es Winter ist, da merken wir erst, was er uns bedeutet und was wir ohne ihn überhaupt wären.“ Kößling aber kann darauf nur antworten: „Ich staune immer, wie Sie alle zusammenhalten. Was ist denn für mich die Familie? Doch nicht mehr als ein Haufen kleinlicher und bösartiger Menschen, die einem tausend Knüppel zwischen die Füße werfen und sich dann einreden, sie wollten uns helfen.“ — Und es ist unendlich fein und tief symbolisch, wie Jettchen bei diesem Gespräch plötzlich Kößlings Arm losläßt und zu Onkel Jason geht und diesen unterfaßt.

Es ist interessant zu beobachten, wie Hermann die beiden Hauptgestalten Jason und Kößling mit seinem Blut genährt hat. Jason gab er seine Seele und sein Herz, Kößling aber ließ er all die Kämpfe des jungen Schriftstellers durchkämpfen, die er selbst erlebt hat. Und so bleibt der einsame Jason eine volle abgerundete Gestalt bis zuletzt, Kößling aber verblaßt in dem Maße, in dem aus dem hoffnungsvollen Journalisten und Dichter ein Mensch werden soll. Völlig mißlungen aber ist die Gestalt Jettchens. Es ist charakteristisch, daß es immer äußere Ereignisse sind, die die Entscheidung herbeiführen. Jasons Krankheit allein macht die Hochzeit, Elis Krankheit und die dadurch bedingte Trennung Jasons von Jettchen die Katastrophe möglich. Man glaubt einer Jettchen Gebert weder ihre Hingabe an Kößling, der ihr seelisch fremd geworden ist, noch die Katastrophe. Wahrscheinlich wäre Jettchen die Frau Jasons geworden. Und hier hätte nun ein neuer Roman einsetzen müssen: die Tra-

gödie des einsamen Menschen, die schon in der Novelle „Aus dem letzten Hause“ angedeutet liegt. Noch niemals hat uns Hermann die Ehe zweier sensitiver Menschen vorgeführt. Für ihn gibt es nur eine körperliche Gemeinschaft: den sexuellen Rausch. Und so wäre sicherlich auch auf die Hochzeit zwischen Jason und Jettchen allzu rasch die Enttäuschung gefolgt: das Leiden einsamer Menschen, die ihr Lebensschicksal an das anderer Menschen geknüpft haben.

In „Jettchen Geberts Geschichte“ standen ein Milieu und ein psychologisches Problem im Vordergrunde des künstlerischen Interesses des Dichters. In seinem letzten Roman „Kubinke“ aber hat Hermann wieder an seine ersten dichterischen Versuche angeknüpft und den melancholischen, sensitiven Jüngling, dem wir schon so oft begegnet sind, in den Mittelpunkt des Werkes gestellt. In Kubinke hat Hermann die Tasso-Tragödie des Friseurs geschrieben. Es ist bewundernswert, wie es Hermann verstanden hat, die unaufhörlichen Reibereien des feinfühligen Menschen mit dem Leben hineinzuprojizieren in ein Handwerkermilieu, wie es ihm gelungen ist, für letzte Qualen und Schmerzen der Seele ein Gleichnis zu finden in den primärsten Ausdrücken der gewöhnlichen Menschen. Hermanns Kubinke geht letztlich zugrunde an den fünf Jahren Gymnasium, die er besucht hat. Dadurch ist er seiner angeborenen Umgebung fremd geworden, er ist ein Einsamer in seinem Milieu. Nun aber gibt ihm Hermann die typische Mischung vieler moderner Künstler: Sensitivität und Sinnlichkeit. Man mag sich an Hauptmanns „Griselda“ erinnern. Und diese Sinnlichkeit zieht ihn hinab. Man kann nicht sagen: Kubinke geht an den beiden Alimentenklagen zugrunde. Nein, Menschen wie Kubinke zerbrechen an jedem Widerstand, den sie im Leben finden. Sie haben ein verzärteltes und zu weiches Herz, um den Kämpfen des Lebens Trotz zu bieten. Menschen wie Kubinke kommen immer zu spät, sie bekommen im Leben immer, besonders bei Frauen, nur den schönen Rest, und wenn sie schließlich in Scham und Ekel ohne Besinnen ihr Leben fortwerfen wie ein beschmutztes Kleid, so trauert ihnen niemand nach, und die Quadrille des Lebens rast über sie hinweg.

In diesem Roman ist jede Figur in sich vollendet. Man könnte einwenden: diese dirnenhaften Mädchen, die Hedwig, Emma und Pauline, seien keine typischen Vertreterinnen des Berliner Dienstmädchens. Hier aber scheint es Hermann darauf angekommen zu sein, zu zeigen, daß Frauen tüchtige Arbeiterinnen sein können, wenn sie auch jedes Gefühl für Moral und Sittlichkeit

verloren haben und jede Nacht in den Armen eines andern Mannes liegen. Meisterhaft sind die Gestalten von Herrn und Frau Löwenberg, des Hausvaters Pieseke und des brutalen Schlächters Strelow, dieses Ideals jedes Frauenherzens. Hier hat Hermann das Leben eines modernen Hauses geschildert, das Leben der Großstadt, den Tanz in Halensee. Alle Tragik wird durch den wundervollen Humor des Dichters verklärt. Was Glasbrenner gewollt und angestrebt hat, scheint hier von einem modernen Dickens zu einer ersten Vollendung gebracht.

Wer aber dem Dichter und Menschen Georg Hermann ganz nahe kommen will, der lese sein kleines Buch „Sehnsucht". In dieser Sammlung feingeschliffener Essays hat Hermann versucht, eine Poeten-Philosophie zu geben. Hier spricht er von der Einsamkeit der Seele, von den Reichen, in denen der Dichter lebt, von seinem Außenstehen und seiner Fremdheit in der Gesellschaft der Menschen, von seiner erzwungenen Anerkennung für jene tausend Institutionen, an denen er innerlich nicht teil hat. Hier plaudert er von seiner Liebe zu Kindern, von der Lächerlichkeit von Ruhm und äußerer Würde, von seiner Verachtung des Theaters, von all seinen Wonnen und seinen Träumen und seinen Schmerzen. Lest dieses Buch! Hier spricht ein moderner Mensch von den Freuden und Leiden aller Menschen unserer Zeit. Und hier liegt die Eingangspforte zum Verständnis aller Werke des Dichters Georg Hermann.

Meitlisonntag

Von **Carl Marilaun**

Die Sonne des Samstagfeierabends stand blank und messinggelb wie eine frischgeriebene Barbierschüssel hinter den Türmen, Spitzdächern und Brünnlein der Stadt im Jura. Die Schatten wurden lang, und im Lädlein, über dessen Glastür gelb auf schwarzlackiertem Grund das Wort „Tailleur" stand, saß Herr Ignaz Zügenlüs und nähte grüne Borten an die Schützenhose des Stadtschreibers.

Draußen stieg die Jännersonne hinter den Türmen und Toren hinab zu den wartenden Jurabergen, überlegte sichs noch eine Weile und schickte